Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 7

Artikel: Kulturkritische Notizen : "Was nichts nützt, ist minderwertig"
Autor: Stickelberger, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074383

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

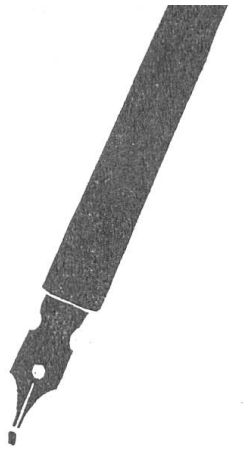
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rudolf Stickelberger



Kulturkritische Notizen

«Was nichts nützt, ist minderwertig»

Seit es Christen gibt, müssen sie sich – leider mit Recht! – den Vorwurf gefallen lassen, ihr Leben entspreche nicht ihrer Lehre. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Die Lilien-Illusion

Keine Angst, es folgt keine Allgemein-Ethik! Aber der Hinweis auf einen besonders krassen Widerspruch in unserer schweizerischen Christenheit: Mit welcher Hingabe werden doch zu Stadt und Land die herrlichen Worte aus der Bergpredigt zitiert und ausgelegt, die vom Nicht-Vorsorgen handeln. Als regelmäßiger Predigthörer wird man mehrere Male im Jahr aufgefordert, sich an den Vögeln unter dem Himmel ein Beispiel zu nehmen: Sie säen nicht und ernten nicht, und der himmlische Vater ernähret sie doch. Ähnlich sollen uns die Lilien auf dem Felde in ihrer Pracht vor dem Ärger mit dem morgenden Tage warnen; es sei genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe.

Die spitzfindigen Christen finden bei solchen Gelegenheiten heraus, daß diese Mahnungen nicht wörtlich zu nehmen und für Gotteskinder einer anderen Zeit und unter einem anderen Himmel gemeint seien. Es kommt dann darauf heraus, man möge nicht allzu viel hamstern und nicht so, daß die Mitmenschen darunter zu leiden hätten. Für solche Lebensweisheit bedürfte es allerdings keiner Bergpredigt!

Aber ob wörtlich oder nur als Generallinie beherzigt: die Sentenz von den Lilien und den Vögeln empfiehlt das Gegenteil unserer jetzigen Haltung, die öffentlich und privat auf die Sicherheit hinzielt. Des Planens ist kein Ende; wer eine Stelle sucht, fragt sofort nach der Höhe des Lohnes und, lange ehe er sich Rechenschaft gibt, ob er seiner Aufgabe gewachsen sei, nach der Pensionskasse, und die Äufnung eines kulinarischen Notvorrates gehört zu den elementaren Pflichten.

Kein Wort gegen Zehnjahrespläne, Lebensversicherungen und Säcke voller Zucker und Reis! Nur sollte man nicht so tun, als huldige man mit der christlichen Weltanschauung der Lilien-Spatzen-Theorie, während man leider genötigt sei, der harten Realität zuliebe den Hamster zum Leitmotiv zu wählen. So gelagerte Kompromisse heißen mit Grund faul, denkfaul dazu.

Vaganten mit göttlichem Auftrag

Unsere ganze, von geistlichen und weltlichen Christus-Bekennern unbewältigte Problematik entrollte sich wieder einmal anläßlich der Debatte im Bernischen Großen Rat über den Ersatz des veralteten Armengesetzes. Es wäre diskussionslos hingenommen worden, hätte nicht der stadtbernische Fürsorgedirektor, immerhin ein Mann vom Fach, auf das Unwürdige eines besonderen Paragraphen hingewiesen. Nicht-kriminelle Landstreicher, also jene Mitmenschen, die im Volk als Vaganten, von Hermann Hesse freundlicher als Sonnenbrüder bezeichnet werden, können, falls sie öffentliches Ärgernis erregen, versorgt werden. Ohne Richterspruch – denn angestellt haben sie ja eben nichts! – einfach nach Gutdünken von Polizei, Vormundschaft und dergleichen Behörden.

Der Opponent – er blieb allein auf weiter Flur – gab zu bedenken, daß der Philosoph Diogenes im Kanton Bern gewiß interniert worden wäre, zog er doch seine individuelle Tonne dem komfortablen Normal-Logis vor und führte selbst Alexander dem Großen gegenüber ein respektloses Maul.

Nun, solche Sonderlinge waren weder im Heiden-

noch im Christentum bei Obrigkeit und Durchschnittsbürgern beliebt. Dem ambulanten Sokrates wurde der Schierlingsbecher zudiktiert, die Jünger des Bruders Franz von Assisi wären als kirchenfeindliche Sekte deklariert worden, hätten sie nicht rechtzeitig den Weg in geordnete Klöster gefunden, und Christus selbst wurde, von der Gemeinschaft der Anständigen ausgestoßen, gekreuzigt. Wenn einer durch seine betonte Besitz- und Heimatschein-Losigkeit öffentliches Ärgernis erregt hat, so er: Ausdrücklich erklärte er, daß die Füchse wohl ihre Höhlen, die Vögel ihre Nester hätten, er aber wisse nicht, wo er sein Haupt hinlegen solle. Und seine Nachfolger sandte er nicht aus, um Kirchen zu gründen, sondern zu zweien, irgendwo um kurzfristiges Obdach zu bitten und dann wieder weiter zu ziehen.

Narziss vor und nach dem Erfolg

Es wäre überspitzt, alle Vaganten unserer Tage als göttliche Sendboten zu preisen. Aber könnten sie nicht – ausdrücklich im Rahmen unseres Christ-Seins – ihre Aufgabe haben? Man erinnere sich an Simon Gfellers «Zwölfischlegel»; man erinnere sich außerdem an seine eigene Kindheit, die einen irgendwie und irgendwann einmal mit einem «fahrenden Gesellen» zusammengeführt hat.

Gerade die Berner Bauern, die seßhaftesten von allen, die von Natur aus seit Jahrhunderten nicht anders können, als sehr ordentlich und sparsam für die kommenden Jahre zu sorgen: sie hatten das «Gspüri» für das Eigenartige dieser «Kunden». Diese harmlosen Landstreicher, die sich als Taglöhner antrugen und je nachdem arbeiteten oder auch nicht, durften irgendwo im Heu schlafen; man bot ihnen «um Gottes Willen» und im geheimen Wissen, daß Christus in Bettlergestalt an die Türe klopfen könnte, einen Teller warmer Speise an; man hütete ihre Habseligkeiten, wenn sie mit unbekannter Adresse weiterzogen, und hieß sie willkommen, wenn sie nach einem halben oder einem ganzen Jahr wieder auftauchten.

Der genormten Lebensweise unserer heutigen helvetischen Generation ist alles Zigeunerhafte zuwider. Gerne geduldet werden bloß Pseudo-Zigeuner in Wohnwagen, falls sie auf gebührenpflichtigen Plätzen kampieren. Die echten dagegen, wir meinen: die Mitmenschen mit geistiger Zigeunerstruktur, sind verpönt. Vor vielen französischen Dörfern trifft man die Tafel: «Limite des nomades». Im Kanton Bern nimmt ihnen das neue Gesetz die Existenzberechtigung überhaupt.

Unter «Zigeuner» verstehen wir nun nicht bloß Scherenschleifer und Schirmflicker, mit denen – es sei nicht bestritten! – wackere Ortspolizisten, Gemeindepräsidenten und Lehrer ihre liebe Not haben, sondern auch jene «Asozialen», die es in keiner Stelle aushalten, die über ihr «ungerechtes Schicksal» hadern, die sogar Unordnung und frühes Leid in ihre eigenen und fremde Familien bringen mögen. In die Anstalt mit ihnen?

Im Zunfthaus zur SAFFRAN Zürich:
Saffran-Stube: Feinste Raclettes, Fondue
Restaurant 1. Stock: Gluschtige Spezialitäten

PETER MEYER

SCHWEIZERISCHE STILKUNDE

Von der Vorzeit bis zur Gegenwart. Mit 173 Abbildungen. Gebunden Fr. 16.10

Der Verfasser hat hier ein Buch geschrieben für Leser, die weder Kunstgeschichte studiert haben noch studieren wollen, die jedoch gern einen Leitfaden hätten, die Denkmäler der Vergangenheit auch kunstgeschichtlich einzuordnen, ohne mit Einzelheiten allzu sehr belastet zu werden. — Ein Beitrag zur Heimatkunde und zur Selbstbesinnung unseres Landes.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH 1

Hesses Sonnenbrüder wurden genannt. Es ist kein Zufall, daß der letzte Romantiker unter den deutschen Dichtern den Vagabunden in hunderterlei Gestalt verherrlicht hat; am berühmtesten ist sein Narziß geworden: genau betrachtet ein labiler Windhund, dessen Charakter gleichwohl ganze Generationen sehr ordentlicher Jünglinge und Jungfrauen zu bezaubern vermochte. Weil sie einen Teil ihres mühsam dressierten Selbst wenigstens in diesem literarischen Bruder der Landstraße, der Bürgertische und Fürstenbetten entdeckten.

Der bernische Vagantenparagraph bringt damit auch eine dem Künstlerischen feindliche Gesinnung an den Tag. Nicht daß Künstler und Zigeuner identisch wären: Bach und Goethe, Richard Strauss und Thomas Mann arbeiteten diszipliniert wie mustergültige Handwerker. Aber das Heer der andern!

Von den meisten fahrenden Genies hat weder die Mit- noch die Nachwelt etwas vernommen, weil sie ihren Überschwang weder in geschriebene Worte noch gestochene Noten fassen konnten oder wollten. Andere aber, deren Bücher und Bilder wir lieben und vielleicht erfolglos imitieren, wären verkümmert, hätte sie ein Armengesetz hinter die Türen eines Arresthauses gesetzt, auch eines verständnisvoll und gütig geleiteten, weil sie bloß in ihrer vielleicht elenden Freiheit Großes leisten mochten. Leider ist Heinrich Leuthold, der an erster Stelle hier zu nennen ist, fast vergessen. Von Utrillo sagt man, seine Häuser seien grün wie Absinth, weil er bloß im Rausche malen konnte. Kein Beispiel fürs Lesebuch, aber eines aus der jüngsten Vergangenheit.

Um im Kanton Bern zu bleiben: Wir könnten mindestens einen zu hohen Ehren gekommenen Dichter, zwei Bildhauer, zwei weitere Schriftsteller und je einen Maler und einen Komponisten aufzählen, die in den Jahren ihrer Sturm- und Drangzeit als asoziale Taugenichtse verschrien waren, weil sie gegen jede Ordnung rebellierten und sogar ihre gelegentlichen Wohltäter als Schmarotzer ärgerten, Kerle, die sich mit schockierender Arroganz über die Sitten und Gebräuche ihrer Umwelt hinwegsetzten: die aber heute Kunstpreise einheimsen und von der gleichen Normal-Gesellschaft, die ihnen seinerzeit Armen- und Zuchthaus prophezeite, mit Stolz genannt werden. «Nicht daß unter uns keine Musensöhne gedeihen könnten», heißt es plötzlich mit regionalem Besitzerstolz: «der X und der Y sind dann urchige Berner!»

Die fremde Welt des Balletts

Das Mißtrauen gegen jedermann, der nicht festen Wohnsitz hat und keinem bürgerlich normalen Broterwerb nachgeht, gehört wahrscheinlich zu den Grundzügen im Charakter des Schweizers, wenigstens des Deutschschweizers aus dem Mittelland. Mir wurde das letzthin deutlich, als ich mich mit dem Meister einer Kunstgattung unterhielt, von der ich zuvor herzlich wenig wußte: mit einem Choreographen.

1

Wer überarbeitet ist

braucht einen Stimulus. Leisten Sie sich ein kleines Vergnügen, eine Entspannung: ein gutes Glas, ein Schuss natürlicher Energie, ohne Nerven und Herz zu reizen. — Jawohl, einen Grapillon! — den reinen, energiegeladenen und belebenden Traubensaft.

Quelle der Lebensfreude und der Gesundheit GRAPILLON

Der Spezialist ist leistungsfähiger!

Ich verkaufe weder Barometer noch Thermometer noch Feldstecher - ich mache nur eines: Augenoptik! Ich passe Brillen an!

junker

Sihlstrasse 38, beim Scala-Kino, Zürich

HENZI

Ein Begriff für Qualität und Pünktlichkeit

HENZI AG, BERN

CLICHES + PHOTOLITHOS

Tel. 031 / 22 15 71

Natürlich benützt man als bildungshungriger Provinzler jeweilen die Gelegenheit, in London oder Kopenhagen, Paris oder Wien ein großes Ballett zu besuchen. Aber wem wäre es schon in den Sinn gekommen, daß ein schweizerisches Nationalballett überhaupt zu den möglichen und wünschbaren Dingen gehören könnte? Wir haben ja keine Tradition wie die ehemaligen kaiserlichen und königlichen Hofopern. Die meisten schweizerischen Theaterbesucher empfinden das Ballett als eine kunstähnliche, leichtgeschürzte Hops-Einlage in unterhaltsamen Musikstücken.

Eine Ausnahme bildet zur Zeit Basel, wo unter Orlikowsky das Ballett in den letzten zehn Jahren mit über 400 Vorstellungen mehr als 300 000 Zuschauer anzuziehen vermochte. Aber Orlikowsky ist Russe, und meines Wissens agiert auch an keinem anderen Schweizer Theater ein Einheimischer als Ballettmeister. Die Meinung herrscht vor, das Ballett sei eine so fremdartige Beschäftigung, daß man die ganze Sphäre neidlos auch Fremden überläßt, die ihrerseits – Orlikowsky bildet die Ausnahme – sich nicht über Begeisterungswogen von Seiten des Publikums freuen dürfen.

Dabei wären die Schweizer als Individuen zum Tanzen nicht unbegabter als die Leute anderer Nationen: Trudi Schoop hat sich Weltruhm erworben, allerdings nicht zuerst im Vaterlande; und über die Kontinente zerstreut findet man da und dort Schweizer als Choreographen, Schweizerinnen als Ballerinen, die viel können. Und es gibt wohl nirgends verhältnismäßig so viele Ballettschulen wie in der Schweiz. Vielleicht deshalb, weil in dieser Branche wild mitwuchern kann, wer immer mag. Es genügt, einen Saal zu mieten und auf sein Briefpapier «Professeur de danse» oder etwas Einschlägiges zu drukken, um Elevinnen auszubilden, die dann nach gründlichem Kurs leider doch nirgends angestellt werden: Der Amateur-Tanzmeister hat ihnen wohlweislich verschwiegen, was er zwar von Anfang an selbst bemerkte: daß beispielsweise die Begabung fehlte, oder daß die Begabung an zu kurzen Beinen scheiterte.

Verpasste Möglichkeiten

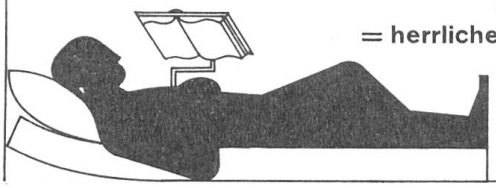
Vom Ballett nimmt man bei uns zu Lande nur dann wirklich Notiz, wenn die Polizei der einen Stadt das Gastspiel einer kommunistischen Truppe duldet,

während es anderswo verboten bleibt. Hier sei nicht über die fremdenpolizeiliche Willkür gerechtet. Aber die unausbleiblichen Zeitungsdiskussionen darüber beweisen, welch wichtiger kultureller Botschafter das Ballett sein kann. Es ist das einzige Mittel, mit dem zur Zeit etwa das Rote China sich Sympathien im Westen gewinnt. Und wenn große und kleine Staaten im Osten wie im Westen recht große Summen für die Gastreisen ihrer Staatsballette auswerfen, dann rechnen sie mit der propagandistischen Wirkung. Hier unterscheidet sich die Politik Moskaus nicht von jener Bonns, das ein großes Charterflugzeug mit dem West-Berliner Ballett in die südamerikanischen Hauptstädte schickte und Ballett-Austausch mit anderen Nationen im Rahmen von Kulturabkommen reichlich finanziert.

Auch das kleine Holland, auch Finnland haben ihr Staatsballett. Man möge nicht einwenden, wir hätten ja bei internationalen Solennitäten unsere sogenannte Folklore zu zeigen; die liegt auf einer anderen Ebene: da konkurrieren wir mit Zigeunern und Gauchos, mit mexikanischen Volksflötisten und orientalischen Bauchtänzerinnen, die alle kaum mehr die Art ihres Landes spiegeln, sondern höchstens noch das, was ein unkritisches Amüsierpublikum unter nationaler Eigenart mißversteht.

Es kommt hinzu, daß mit einem hervorragenden Ballett nicht bloß Choreographen, Tänzer und Tänzerinnen beschäftigt würden, sondern Maler, Schriftsteller, Komponisten. Außer im Cabaret haben sie nur ausnahmsweise Gelegenheit, ihr Können vor der Öffentlichkeit zu zeigen. Man steckt ihnen dann und wann in einer gütig arrangierten Matinee einen Kunst- oder Aufmunterungspreis zu – und damit ist die Anerkennung aus. Ravel und Strawinsky, Hindemith und Cocteau, Picasso und Menotti haben – um nur eine Handvoll der Bekanntesten zu nennen, dem Ballett viel von ihrem Ruhm zu danken!

Die «Unmöglichkeit», überhaupt an ein Nationalballett zu denken, liegt einmal in der kantonalen Souveränität über kulturelle Dinge begründet. Wir müßten 25 Ballette subventionieren! Immerhin sind bei den Stipendien und der wissenschaftlichen Forschung diese Hürden auch genommen worden. Die schwierigere Barriere liegt in der schweizerischen Mentalität, die erstens jedes Gewerbe als unseriös empfindet, das über ihren Horizont hinaus geht, und die zweitens dem Grundsatz huldigt: Was nichts nützt, darf auch nichts kosten!

Freihändig lesen mit dem Lesesänder Siesta
= herrliche Entspannung

Prospekt
Nr. 4 durch
Edwin Stücheli
Rohr-Aarau

FREDDY BOLLER

Die Hölle der Krokodile

Erlebnisse und Erfahrungen
von Jagden im Kongo

Die «Basler Nachrichten» schreiben: «Ein wirklich aufregendes Buch ... nervenzermürbende Augenblicke ... tatsächliche Begebenheiten ...»

«Zürcher Oberländer»: «... ein Muster für wirklich gute Abenteurerbücher ...»

«Schweizerische Lehrerzeitung»: «Die schier unglaublichen Erlebnisse wahrheitsgetreu ... Immer wieder staunt der Leser, dass solch gefährliche Jagdabenteuer so glimpflich abgelaufen ... Ausrüstung fast primitiv ... Kein nächtliches Abenteuer gleicht dem anderen, immer neue Gefahrenmomente ... Diesem leidenschaftlichen Jäger ist auch der Naturschutzgedanke vertraut ... Erfahrungen mit Eingeborenen für das Verständnis der heutigen Situation im Kongo recht aufschlussreich.»

«Das Volk», Olten: «Zentralafrika tritt dem Leser mit seinen Geheimnissen und Gefahren entgegen. Den interessanten Beschreibungen sind gute Photos beigegeben.»

«Schweizer Heim»: «Ein wirklich packendes und wertvolles Abenteurerbuch, das hier ein Schweizer von seinen Jagdfahrten mitgebracht ... mit interessanten Photos ...»

SCHWEIZER SPIEGEL
VERLAG ZÜRICH

Herrliche Bilderbücher zu Ostern

ALOIS CARIGIET und SELINA CHÖNZ

Schellen-Ursli

Ein Engadiner Kinderbuch. Mit 20 siebenfarbigen Bildern. 75.–86. Tausend. Format 24,5 x 32,5 cm. Fr. 14.90. Zauberhaft schön, unglaublich preiswert! Eine neue französische Ausgabe erschien unter dem Titel «Une cloche pour Ursli» im Office du Livre, Fribourg.

Flurina und das Wildvöglein

Schellen-Urslis Schwester. Ein Engadiner Kinderbuch mit herrlichen siebenfarbigen Bildern und vielen Zeichnungen. 40.–54. Tausend. Format 24,5 x 32,5 cm. Fr. 13.90. Flurina hat wie Schellen-Ursli in der Schweiz und im Ausland eine begeisterte Aufnahme gefunden.

Der Grosse Schnee

Ein Engadiner Kinderbuch mit achtfarbigen Bildern und vielen Zeichnungen. 27.–36. Tausend. Format 24,5 x 32,5 cm. Fr. 13.90. Schellen-Ursli rettet sein Schwesterchen Flurina aus einer Lawine. Den Ausklang bildet eine fröhliche Schlitteda.

Es sind von diesen einzigartigen Bilderbüchern englische, amerikanische, französische, schwedische, südafrikanische (in Afrikaans) und japanische Ausgaben erschienen. Bücher für jene, die Kindern nur das Schönste schenken wollen.

BETTINA TRUNINGER

Nastja und das ABC

Die Geschichte eines ungewöhnlichen Pferdes. Bilderbuch einer 17jährigen Künstlerin für Kinder im Schulalter und erwachsene Freunde guter Zeichnung. 36 S. 20 schwarz-weisse Tuschzeichnungen. Die Schöpferin von «De Suri und de Mauz» im Schweizer Spiegel zeichnete das Buch für ihre Eltern. Mit Phantasie, Kraft und Humor erzählt sie Erlebnisse des Pferdes Nastja, das die Schule besuchen will. Ein Buch, in dem die Kinder sich selber und die Eltern ihre Kinder verstehen.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH 1